

weder Handel gekannt noch ein bedeutendes Bauwerk errichtet hätten.<sup>11</sup>

Ohne Respekt für die indigenen Vorbesitzer des Kontinents argumentierte auch Frederick Jackson Turner, als er 1893 anlässlich der Weltausstellung von Chicago zum ersten Mal seine Frontier-These vortrug. Wie viele Historiker nach ihm sah Turner die bisherige Geschichte der USA entscheidend durch die dauernde Westexpansion geprägt. »Die Existenz eines Areals freien Landes, sein kontinuierlicher Rückgang, und das Vordringen der amerikanischen Siedlungen westwärts, erklärt die amerikanische Entwicklung«<sup>12</sup>, lautete die Schlüsselaussage in seinem berühmten Vortrag. An der Frontier hätten »Pioniersiedler« die typisch amerikanischen Eigenschaften (wie Individualismus, Egalitarismus, Freiheitsliebe) ausgebildet und eine frühe Nachbarschaftsdemokratie erprobt, die als Labor des gesamten politischen Systems verstanden werden müsse. Und mehr noch: Im Grenzland seien die Siedler erst zu Amerikanern geworden und hier und nirgendwo sonst liege der Ursprung wichtiger nationaler Traditionen. In der Frontier-These blieben die First Peoples und ihre »primitiven Gesellschaften« gesichtslos und waren überhaupt nur als Kontrast zu »Zivilisation« und »Fortschritt« von Interesse. Tatsächlich sah Turner in ihnen nie mehr als einen Teil einer ungebändigten »Wildnis«; sie hätten eine »allgemeine Gefahr« für die Frontiersiedlungen dargestellt und eine »gemeinsame Aktion« verlangt. Auf diese Weise sei die Frontier auch zu einer »militärischen Trainingsschule« für die junge Nation geworden.<sup>13</sup>

Mit einem Wort: Amerikanische Geschichte handelte bis um 1970 vorzugsweise davon, wie aus Untertanen Seiner Majestät, des Königs von England, mit Gottes Hilfe tatendurstige »Pionierfarmer« wurden, die wagemutig in die Weiten des Westens vordrangen, diesen besiedelten und dem Land durch ihrer Hände Arbeit zu beispiellosem Wohlstand verhelfen. Der Untergang der indianischen »Steinzeitkulturen« erschien in dieser Meistererzählung als ein letztlich unvermeidbares, ja als notwendiges Kapitel in der Geschichte Nordamerikas.<sup>14</sup> Denn diese seien einer Nutzbarmachung der riesigen Landmasse bloß im Wege gestanden.

Allzu lange sahen die meisten Amerikaner über die düsteren Seiten ihres durch kontinuierliche Westexpansion entstandenen Nationalstaats hinweg. »Die Erzählung von der wundersamen Gründung der USA«, hat Manfred Henningsen unlängst festgestellt, kam ganz ohne »Hinweise auf die Ökonomie der Gewalt« aus, die nicht aus der neueren Geschichte Amerikas wegzudenken ist.<sup>15</sup> Sie blendete aus, dass die Geschichte der US-Indianerpolitik eine hässliche Angelegenheit war, »markiert durch Tod, zwangsweise Umsiedlung, rassistische Bigotterie und kulturellen Genozid«<sup>16</sup>. Denn von Beginn an vollzog sich das amerikanische Empire Building keineswegs in einem menschenleeren Land. Das amerikanische Landimperium verdankte sich vielmehr einer erfolgreichen Invasion und war das Ergebnis einer *Wiederbesiedlung* des Kontinents.<sup>17</sup> Neuere Untersuchungen gelangen zu der bitteren Erkenntnis, dass die US-Gesellschaft auf den Gräbern von Hunderttausenden von Indianerinnen und Indianern errichtet wurde.

Als 1763 der Siebenjährige Krieg zu Ende ging, war Nordamerika noch weitgehend indianisches Land.<sup>18</sup> Von den Küstenkolonien am Atlantik, den Landstrichen entlang des Sankt Lorenz-Stroms und einer Handvoll kleiner Siedlungen an den Großen Seen sowie am Golf von Mexiko abgesehen, war die euroamerikanische Präsenz auf der riesigen Landmasse zwischen Appalachen und Pazifik überschaubar. Unzählige indianische Gesellschaften teilten sich in den Besitz des weiträumigen Kontinents und nutzten den amerikanischen Westen für ihr Überleben, trotz des an seinen Rändern schon spürbaren Siedlungsdrucks. Viele Indianer hatten bislang nie einen »weißen Mann« zu Gesicht bekommen.<sup>19</sup> Kaum 150 Jahre später hatte sich das Bild vollends gewandelt. Der Vorabend des Ersten Weltkriegs fiel mit dem absoluten Tiefpunkt der indianischen Geschichte in Nordamerika zusammen. Militärisch in die Knie gezwungen und in Reservate gepfercht, enteignet und einer forcierten Kampagne der Zwangsassimilation ausgesetzt, schien es nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis die unter US-Herrschaft stark dezimierten Indianer aussterben würden. Diese katastrophale Entwicklung reichte bis in die Anfänge der Kolonisierung im 16. Jahrhundert zurück. Doch erhielt sie 1783 mit der Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika eine neue Qualität.

Mit der Unabhängigkeit der USA begann für die nordamerikanischen Indianer eine gänzlich neue Ära, die weit mehr als durch einen bloßen Herrschaftswechsel von König Georg III. zu Präsident George Washington markiert war. Denn innerhalb von nur einem Jahrhundert bewirkte die Durchsetzung des amerikanischen Gesellschaftsmodells eine tiefgreifende Transformation Nordamerikas, so dass um 1880 kaum mehr etwas an die Welt des späten 18. Jahrhunderts erinnerte. »Die neue Nation, die in einer blutigen Revolution geboren wurde und sich zur Expansion verpflichtete«, hat Colin G. Calloway hervorgehoben, »konnte Amerika nicht als indianisches Land tolerieren. In zunehmendem Maße sahen die Amerikaner die Zukunft als eine ohne Indianer.«<sup>20</sup> Bezeichnenderweise verlief der demografische, kulturelle und militärische Niedergang des indianischen Nordamerikas parallel zum Aufstieg und der Entfaltung des amerikanischen Imperiums, das – als demokratische Republik organisiert – diesseits und jenseits des Atlantiks lange Zeit bloß als ein »aufgeklärt-liberales Utopia«<sup>21</sup> Beachtung fand. Wer genau hinsieht, wird erkennen: Die aufklärerische Modellrepublik betrat die Weltbühne immer auch als »expansiver Staat mit imperialen Ambitionen«<sup>22</sup>, der gegenüber den First Peoples als verdrängende wie unterwerfende Kolonialmacht auftrat.<sup>23</sup>

Ohne dass dafür ein von Beginn an bis in alle Einzelheiten festgelegter Masterplan existierte, verleibte sich die »imperiale Großrepublik« (Hans-Ulrich Wehler) nacheinander ehemals britische, französische, spanische, mexikanische und russische Gebiete ein – teils durch Kauf, vertragliche Abtretungen oder betrügerische Machenschaften, teils durch kriegerische Eroberung und Annexion.<sup>24</sup> In all diesen Territorien traten die Euroamerikaner mit den dort siedelnden First Peoples in einen Verdrängungswettbewerb ein. Über kurz oder lang eigneten sie sich deren Land an, so dass diesen schließlich vom einstigen Alleinbesitz des Kontinents nur mehr 2,3 Prozent der Landfläche verblieben.<sup>25</sup> Das amerikanische Empire Building war nie eine Frage von Diplomatie, militärischer Machtentfaltung und territorialer Besitzergreifung allein. Schließlich erprobten die Vereinigten Staaten – im globalen Maßstab gesehen – nichts weniger als ein neues Gesellschaftsmodell, in dem Grund und

Boden zu einem gleichermaßen begehrten wie handelbaren Gut wurde.<sup>26</sup> Besonders die Erwartung, rasch eigenes Land erwerben zu können, war der Magnet, der viele Hunderttausende aus Europa anzog.<sup>27</sup> Jenseits des Atlantiks hofften diese Menschen zu finden, was ihnen in ihren Ursprungsländern allzu oft versagt blieb. Erstmals in der Neuzeit gab es in Nordamerika für jene, die den Mut zu einem radikalen Neuanfang aufbrachten, fruchtbares Land in Hülle und Fülle. Seit dem späten 18. Jahrhundert entfaltete sich hier in historisch einzigartiger Weise eine kapitalistische Eigentümergeellschaft, deren Ziel die »transkontinentale Privatisierung des Bodens« (Karl Schlögel) war. Nie zuvor verwandelten sich die Mitglieder einer Gesellschaft so rasch und in so großer Zahl zu Eigentümern von Land, auf dem seit vielen Jahrhunderten andere Menschen gelebt hatten.<sup>28</sup> Der amerikanische Landrausch aber wurde erst durch eine Enteignung größten Stils möglich.

Während des langen 19. Jahrhunderts gerieten die American Indians unter eine besondere Form von kolonialer Dominanz, die sich als Siedlerkolonialismus beschreiben lässt.<sup>29</sup> In der ersten Zeit ihrer Existenz entfalteten sich die USA als agrarische Siedlergesellschaft, die das, was sie in ihrer Ausdehnung über den Kontinent antraf, zerstörte, um auf den Ruinen eine neue nationale Gesellschaft zu erbauen.<sup>30</sup> Zusammen mit der britischen Landnahme in Australien handelte es sich dabei um das erfolgreichste und gewalttätigste Exempel von Siedlerkolonialismus in der Weltgeschichte überhaupt.<sup>31</sup> Bis heute tut sich die große Mehrheit der US-Bürger schwer mit der Vorstellung, dass sich der von ihnen lange verklärte »Winning of the West« (Theodore Roosevelt) in imperialen *und* kolonialen Kategorien beschreiben lässt.<sup>32</sup> Denn diese Interpretation passt schlecht zum traditionellen Selbstbild der US-Gesellschaft, die sich als erste selbstbefreite Kolonie der Welt sieht, die sich nur »freies Land« angeeignet habe.

Doch inzwischen vertritt eine Reihe von angesehenen Historikern die Ansicht, dass die USA in ihren von Gouverneuren regierten Territorien eine koloniale Fremdherrschaft über die First Peoples errichteten und ihnen gegenüber bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als kolonisierende Macht auftraten.<sup>33</sup> Wie für Siedlerkolonien

charakteristisch entschied in diesen Gebieten immer mehr eine landfremde Elite darüber, wie die Native Americans ihr Leben einzurichten hatten, damit sie einen Platz an den Rändern der neu entstehenden Gesellschaft finden konnten.<sup>34</sup> Immer stärker fremdbestimmt verloren die indigenen Gemeinschaften im Zuge ihrer kolonialen Unterwerfung weit mehr als ihre angestammten Lebensräume, büßten sie doch neben ihrer politischen Autonomie auch ihre wirtschaftliche Überlebensfähigkeit und ihre kulturelle Selbstbestimmung ein. Die koloniale Fremdbestimmung gipfelte im späten 19. Jahrhundert in dem Sozialexperiment, die nunmehr in Reservaten konzentrierten Indianer so vollständig ihrer traditionellen Kultur zu entfremden, bis sie schließlich im Mainstream der US-Gesellschaft auf- und damit untergingen. Freilich war diese Politik der nationalen Binnenhomogenisierung nie ein nur auf die Vereinigten Staaten beschränktes Phänomen. Seit 1880 setzten auch andere westliche Nationalgesellschaften ethnische Minderheiten und soziale Randgruppen einem verstärkten Assimilationszwang aus.<sup>35</sup>

Die zentrale Herausforderung an jedes Buch zu dieser Thematik stellt die Deutung der demografischen Katastrophe dar, welche die First Peoples ereilte, nachdem sie während des 16. Jahrhunderts in Kontakt mit den euroamerikanischen Einwanderern gekommen waren. Durch eine nicht abreißende Folge von Epidemien und Kriegen brach die Zahl der Native Americans in den ersten 200 Jahren des Kontakts massiv ein. Der demografische Rückgang setzte sich im 18. und 19. Jahrhundert fort. Allein für die Zeit zwischen 1700 und 1910 muss von mindestens 1,3 Millionen weiteren Indianern ausgegangen werden, die den Folgen des unfreiwilligen Kulturkontakts erlagen.<sup>36</sup> Bis heute ist die Debatte darüber, auf welche Ursachen und Umstände dieser hohe Blutzoll zurückzuführen ist, keineswegs abgeschlossen. In der Forschung finden sich dazu drei Positionen. Der erste Interpretationsansatz misst dem Thema eine untergeordnete Bedeutung für die Geschichte der USA im 19. Jahrhundert bei. Beim dramatischen Rückgang der indianischen Gesamtbevölkerung hätte es sich um eine unbeabsichtigte Nebenfolge der Westexpansion gehandelt, keinesfalls aber um eine systematische Politik der Extermination, wie sie etwa das nationalsozialistische Deutschland mit der Vernichtung